

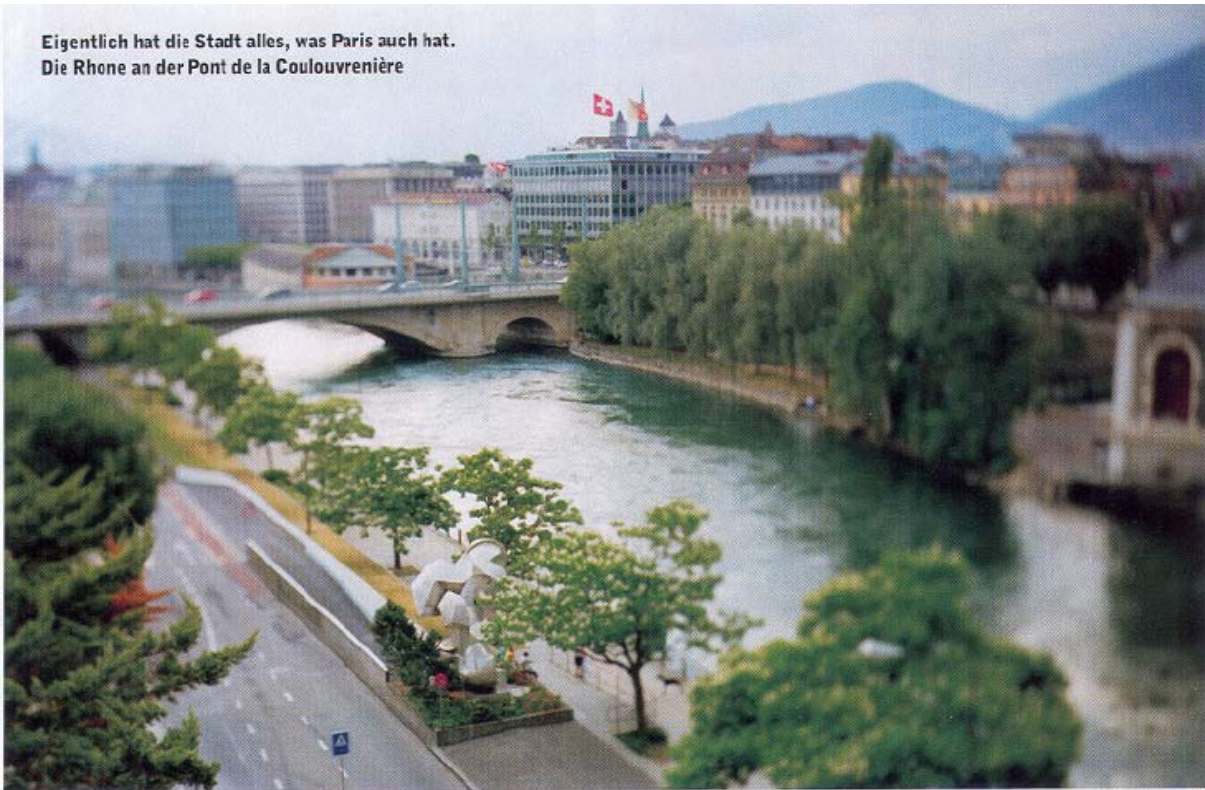
Die beschauliche Ruhe ging 2003 für einige Tage vergessen, als Zehntausende die Gewinner des America's Cup am Seebecken feierten.



GENF LEBT Text Miklós Gimes Bilder Véronique Hoegger, Gérard Pétremand

Die Stadt wird als die letzte Oase des Kommunismus belächelt.
Der FC Servette ist pleite, Genf hat die höchste Verschuldung der Schweiz.
Doch die Genfer sind mit gutem Grund optimistisch.

Eigentlich hat die Stadt alles, was Paris auch hat.
Die Rhone an der Pont de la Coulouvrenière



Ein halbes Jahr Trauer hatten die Fans angekündigt. Tausend etwa reisten trotzdem zum ersten Match nach Nyon, aus Solidarität mit der Mannschaft, die ins Niemandsland der ersten Liga abgetaucht war. Sie tankten ein paar Becher Bier, riefen «Va fa 'n culo» aufs Feld und zündeten ein kleines Feuerwerk. «Es tut immer noch weh», sagte Cédric Nardone, der seit 1982 kein Spiel von Servette auslässt. «Jetzt sage ich dir etwas, das vielleicht übertrieben tönt, aber wenn dein Klub verschwindet, das ist wie der Tod eines Freundes.»

In der übrigen Schweiz fragte man sich, was in Genf los war, dass die sich keinen Fussballklub leisten können. Hört man sich eine Woche in Genf um, ist von Niedergang keine Spur. Genf lebt. Aber im Nachhall der Gespräche ist doch eine Art Krise auszumachen, Zweifel, ob die Stadt auf dem rechten Weg sei. Was machen wir mit unserer Internationalität? Wie geht es weiter mit unseren beispielhaften Dienstleistungen? Wie gross wollen wir sein? Mit wem sollen wir zusammenarbeiten? Mit dem Bund? Mit den französischen Nach-

barn? Oder schaffen wir es allein? Interessant ist auch, wie sich im Verlauf der Woche der Blick des Berichterstatters auf die Welt zu verändern beginnt, als wäre er in einem anderen Land. Dabei ist er zu Hause in der Schweiz, aber alles ist etwas anders. Alles.

Die Genfer sind stolz, «dass weltweit keine Nachrichtensendung läuft, ohne dass der Name Genf fällt», und haben gleichzeitig das Gefühl, «eine kleine Provinzstadt zu sein», wie die Künstlerin Sylvie Fleury sagt. «Genf ist nicht szenig und herablassend. Das ist das Schöne an der Stadt, das Fehlen von Hype», sagt sie und lässt die Beine über den Fauteuilrand baumeln. Sie trägt eine Bluse mit Blumenmuster und unter den Jeans hohe Absätze. «Schön ist, dass man mitten in einem Garten nahe beim Bahnhof wohnen kann», sagt Sylvie Fleury. «Vielleicht werden die Leute zu bequem, weil Genf so komfortabel ist.» Rot getöntes Licht fällt durch die Fensterscheibe auf ihr Haar. Es ist eine alte Villa mit einer unbekanntenen Vergangenheit, an der langen Strasse hinaus ins Industriequartier. Villa Magica steht

an der Eingangstür. Sylvie Fleury hat das Haus gefüllt mit seltsamen Sachen. Kleinen Totenköpfen, versilberten Frauenschuhen. «Hat Genf ein Geheimnis?»

«Warten Sie», sagt Sylvie Fleury, «die Leute von den internationalen Organisationen, die sind das Geheimnis. Die Genfer wissen fast nichts über sie.»

Wie ist das möglich? Dabei werden doch Bankiersfrauen aufgeboten, um mit den Diplomategattinnen Kaffee zu trinken – «das mag lächerlich tönen, ist aber wichtig», sagt Guillaume Pictet, Präsident der Fondation pour Genève, die sich um Genfs Zukunftsperspektiven kümmert. Die Pictets sind protestantische Bankiers seit 200 Jahren, und seine Frau, eine de Saussure, stammt aus dem Gelehrten- und Bildungsadel.

Aber da ist der Konflikt um den dreibeinigen Holzstuhl an der Place des Nations gegenüber des Uno-Gebäudes. Zurzeit wird der Platz umgebaut. Ob der Stuhl an seinen Ort zurückkommt, ist noch ungewiss, aber die Geschichte zeigt, wie Genf und seine Internationalen aneinander vorbeileben. Das Werk des Genfer Künstlers Daniel Berset, das



Patrice Mugny, Kulturstadtrat

Julien (Frankreich), Lara (USA), Hugo (Australien), Schüler der Matura-Klasse an der Ecole Internationale

Bénédict Hentsch, Privatbankier, finanziert den Bau des neuen Kongresszentrums.



Vielleicht werden die Leute bequem, weil Genf so komfortabel ist.
Park der Villa «La Grange»



Genfs dringendstes Problem ist das Verhältnis zu den 35 000 Ausländern, die bei der Uno, bei den NGOs und in den europäischen Headquarters zahlreicher Weltfirmen arbeiten.

begreift jeder, ist ein Mahnmal gegen die Landminen. Der Stuhl ist bereits eine Genfer Sehenswürdigkeit, die Postkarte gehört zu den meistverkauften, nach dem Jet d'eau, der Kathedrale, dem Reformatorendenkmal und der Blumenuhr. Doch der Uno gefällt der Stuhl nicht. Man kann das Palais des Nations nicht mehr fotografieren ohne den Beinstummel im Blickfeld zu haben, und Gäste aus Asien fragen, ob die Schweizer keine Stühle machen können. Ein Stuhl mit drei Beinen passt nicht zur Uno, deren Botschaft ist, dass man die Probleme dieser Welt lösen kann, während eben die Genfer davon leben, dass es Probleme gibt, draussen in der Welt.

Dabei sei Genfs dringendstes Problem das Verhältnis zu den 35 000 Ausländern, die bei der Uno, bei den NGOs und den europäischen Hauptsitzen von Weltfirmen beschäftigt sind, sagt Guillaume Pictet. Im Auge hat er auch die Wissenschaftler, die im europäischen

Kernforschungslabor Cern tätig sind, im internationalen Patentamt oder der Meteorologischen Agentur. «Hier arbeiten die besten Experten, aber wir haben sie noch nicht entdeckt», sagt Pictet, «dabei hätten wir alles, um eine blühende Hightech-Region zu werden.» Vor allem kämpft die Fondation darum, dass die alte Genfer Eliteschule Institut des Hautes Etudes Internationales ihre verlorene Weltgeltung wieder erlangt. «Genf muss der Ort sein für Leute, die lernen wollen, internationale Verhandlungen zu führen», sagt Pictet, «wie früher. Auch Kofi Annan hat hier studiert.»

«Hat er Erinnerungen an Genf?»

«Er liebt die Stadt», sagt Pictet. Dann geht es Kofi Annan wie den meisten der 4500 Schüler der Ecole Internationale. Die staatlich beaufsichtigte Privatschule aus den Zeiten des Völkerbunds führt die Kinder aus allen möglichen Sprachgebieten zur Matur in Englisch und Französisch, und sie vereint, ohne viele

Worte zu machen, Schweizer Wissensvermittlung mit amerikanischem School-Spirit zu einer Art Weltpädagogik, einem Laboratorium der Global Class. Erstaunlich, wie zu Hause sich die Kinder in einer Stadt fühlen, die ihre Eltern kaum kennen. Wer hier die Schule besucht hat, wird Genf nicht vergessen. Viele der Lehrer sind ehemalige Schüler, die nach Wanderjahren zurückgekehrt sind.

Nicht alle können 20 000 Franken für ein Schuljahr hinlegen, und obwohl Genf eine reiche Stadt ist, gibt es eine Art «Widerstand des Territoriums», eine Rache an den Reichen durch die Stadtbevölkerung, die seit Menschengedenken links stimmt. Zwanzig Milliardäre und 7800 Millionäre wohnen in Genf, sie bringen Geld in die Staatskassen. Auf der anderen Seite zahlt ein Viertel der Genfer keine Steuern, 50 000 Menschen, die von einem der besten Sozialsysteme der Schweiz leben. Finanziert wird Genf von einem Budgetdefizit, das zur höchsten Verschuldung aller Kantone geführt hat; 13 Milliarden Franken, ein Dauerthema in Christoph Mörgelis Kolumnen. →

«Das Problem von Genf ist nicht der Untergang von Servette», sagt Vermögensverwalter Guillaume Pictet, «sondern der Untergang des Freisinns, eine treibende Kraft der modernen Schweiz. Wir sind heute die letzte Oase des Kommunismus», lacht er. «Kuba, Nordkorea, Genève», sagt Pictet. «Diese Stadt wird von Beamten regiert. Wenn sie einen entlassen, haben sie am nächsten Tag 5000 Leute auf der Strasse.»

Patrice Mugny, Kulturminister der Stadt, ist einer der «letzten Kommunisten», wie Guillaume Pictet sagen würde. Er arbeitet in einer Villa neben dem naturwissenschaftlichen Museum, das den Ruf hat, zu den Besten der Welt zu gehören. Mugny ist stolz, das höchste Kulturbudget in Europa zu verwalten. «Der Staat ist hier stärker als in der deutschen Schweiz», sagt Mugny, «wir glauben an den Service public.»

«Woher nehmen Sie das Geld?»

«In dieser Stadt stecken enorme finanzielle Reserven. Hunderte von Gebäuden, Tausende von Wohnungen, ein Milliardenvermögen», sagt Mugny. Zehn Jahre lang war der ehemalige grüne Nationalrat Chefredaktor der links-alternativen Tageszeitung «Le Courier». Genf gehört zu den wenigen Orten dieser Welt, wo sich eine Art tägliche WOZ halten kann.

Vielleicht ist Fussball doch ein Spiegel der Genfer Stimmung, denn zwei Jahre vor dem Konkurs ist das neue Stadion eingeweiht worden, das die Fans von Servette nie gewollt hatten. Ihnen war die nostalgische Anlage recht im alten Industrieviertel, wo die Fabriken leer stehen. Durchgeboxt haben den Stadionbau ein kommunistischer Stadtrat, Credit Suisse, Jelmoli und der fussballbegeisterte Privatbankier Bénédic Hentsch. Das Stadion ohne Klub ist zum Anlass geworden, um über Fortschritt in Genf zu streiten.

«Die Schweiz hat die Europameisterschaften erhalten, weil Genf sein Stadion gebaut hat», sagt der Privatbankier Bénédic Hentsch. «Es macht mich traurig», sagt er, «wenn sich das Land selber zerfleischt. Aber sobald einer eine Idee hat, kommt die Opposition und treibt sie ihm aus. Das Problem der Demokratie ist, dass keine Vision mehr möglich ist. Und der grösste gemeinsame Nenner ist nie eine Vision gewesen.»

«Das neue Stadion?» sagt Stadtrat Patrice Mugny. «Ich war von Anfang an dagegen.»

«Immerhin, jetzt kommt die Europameisterschaft nach Genf.»

«Die Euro 2008 ist wie die Expo.02. Niemand kann sagen, was sie kostet und ob die Stadien in der Zukunft gebraucht werden. Wie nachhaltig ist ein solches Ereignis? Die meisten Menschen haben doch schon vergessen, in welchen belgischen Städten die Euro 2000 gespielt wurde. Ich gehöre nicht zu jenen Linken, die Entwicklung um jeden Preis wollen. Für mich ist klar, dass die Gesellschaft sich verändern muss. Grundlegend. Ich habe auch keine Probleme damit, wenn das Benzin fünf Franken kostet.»

So wird in Genf zwischen Unternehmern und Politik diskutiert. In einer Woche stimmen die Bürger darüber ab, ob der Staat das Stadion übernehmen soll, was pro Jahr ein paar Millionen Franken kosten dürfte.

Genfer Falle

Steigt man in Genf aus, fällt sofort auf: Die Häuser sind höher als in der übrigen Schweiz, die Strassen und Trottoirs breiter, die Architektur städtischer. Es gibt alles, was es in Paris auch gibt, kleiner halt und weniger verschwenderisch: Kulturviertel, Boulevards, klassizistische Monsterbauten, Renaissance-Villen, Strassencafés, geometrische Parks mitten in der Stadt, Museen in stillgelegten Fabriken und ein Fussballstadion. Es gibt unzählige ehemals besetzte Häuser, mit unzähligen Modellen alternativer Wohnkultur. Und es gibt das Viertel der internationalen Organisationen, mit dem Palais des Nations, für den sich Le Corbusier erfolglos beworben hatte.

Genf ist auch, was man nicht sieht: eine pädagogische Tradition, die das fortschrittlichste Schulsystem der Schweiz hervorgebracht hat. Eine Kunstszene, die zu den aufregendsten Europas gehört. Ein Sozialsystem, das gegen den Trend daran festhält, die Menschen nicht fallen zu lassen. Man sieht ein unglaubliches urbanes Angebot für eine Stadt von knapp 200 000 Menschen. Wobei aufgepasst, wenn die Einheimischen Genf sagen, meinen sie die Republik Genf, den Kanton, der doppelt so viele Einwohner zählt.

«Genf ist ein klassischer Stadt-Staat», sagt der ETH-Dozent Christian Schmid, der die Genfer Stadtentwicklung erforscht hat. Das zeige sich an der ringförmigen Entwicklung, sagt Schmid: Altstadt, neuere Stadt, Nachbargemeinden und rundherum ein grüner Gürtel, wo nicht gebaut werden darf. Genf wuchert und zerfranst nicht wie die Deutschschweizer Städte, sondern wächst als Ganzes, als wäre es heute noch von Mauern umgeben. Das hat mit seiner Geschichte zu tun. Genf war einst das geistige Zentrum des Protestantismus. Voltaire, Rousseau, Grossvater und Enkel de Saussure haben eine Zeit ihres Lebens hier gewirkt: Leute von Weltformat. Dass die internationalen Organisationen sich nach dem Ersten Weltkrieg in Genf niederliessen, verdankt die Stadt dem Calvinismus von Präsident Wilson und der internationalen Ausstrahlung des Roten Kreuzes. Genf hat immer Aussenpolitik gemacht und mit der Welt verhandelt. Als die Stadt nach dem Wiener Kongress von 1815 zur Eidgenossenschaft stiess, wollten sich die umliegenden französischen Gemeinden anschliessen,

kommt der Genfer Raum nicht über 600 000 Einwohner hinaus, was zu wenig ist für eine eigenständige Metropole. Basel und Zürich haben ein grösseres Potenzial. Bis ins 19. Jahrhundert war Genf die grösste Stadt der Schweiz. Dass es im Verlauf der Industrialisierung von Zürich überholt wurde, hat mit dem fehlenden Hinterland zu tun, aber auch mit einer weniger stürmischen Entwicklung, deren Ursachen paradoxerweise in der ausgeprägten Urbanität Genfs liegen. Genf hat eine andere Dynamik als Zürich und Basel.

Vergleicht man die letzte Entwicklungsetappe seit den Siebzigerjahren, wird offenbar, dass Basel und Zürich sich dynamischer verändern mussten, um nicht unterzugehen. Beide Orte haben in dieser Zeit den Sprung von der Industriestadt zu einer Schaltzentrale der Weltwirtschaft geschafft. Genf hat auch Industrie verloren, aber die wirtschaftlichen Pfeiler sind nach wie vor Private Banking, Rohstoffhandel, Luxusgüter, Tourismus und Diplomatie. Unterdessen arbeiten über 80 Prozent im Dienstleistungssektor.

Genf bräuchte Masse. Selbst mit der französischen Banlieue kommt der Genfer Raum nicht über 600 000 Einwohner hinaus. Basel und Zürich haben ein grösseres Potenzial.

doch Genf wehrte ab, man wollte mit katholischen Bauern nichts zu tun haben. Genf verstand sich nicht als Zentrum einer Region – sein Einzugsgebiet war die ganze Welt.

«Eine Folge dieser Geschichte ist die Existenz eines anderen Genfs, das die Stadt nicht wahrnehmen will», sagt Christian Schmid, er spricht von einem weiteren Ring jenseits der Grenze, 200 000 Menschen wohnen in diesem Einzugsgebiet auf französischem Boden, rund 40 000 arbeiten als Grenzgänger, und immer mehr Genfer ziehen dort hinaus, doch es gibt keine S-Bahn, der französische Bahnhof von Genf ist unternutzt. Die schwierige Zusammenarbeit mit dem zentralistischen Frankreich sei eine Ausrede, das Beispiel der Basler Region zeige, dass es auch anders gehe. Aber das Misstrauen gegenüber den «Bauern» sitze tief, sagt Christian Schmid.

Allerdings bräuchte Genf Masse. Selbst mit der französischen Banlieue

«Zürich ist eine Global City, Genf ist international», sagt Christian Schmid, «Zürich ist arbeitsteilig global vernetzt, Genf funktioniert bilateral.» Verstehen muss man das so: Eine UBS zum Beispiel hat auch Zentren in London und in New York. Die Fäden laufen in Zürich zusammen, aber in ständiger Wechselwirkung mit dem Ausland. Genf hingegen ist eine Anlaufstelle für den Rest der Welt. Die Menschen bringen ihr Geld zur Verwaltung oder kaufen Luxusuhren. Sie kommen, weil der Name Genf sie anzieht.

«Zürich ist dauernd unter Druck, den Anschluss zu verpassen», sagt Christian Schmid, «Genf hingegen muss dafür sorgen, seine Marke zu pflegen. Der Druck zur Innovation ist kleiner.» Genf sei wie eine Rose, sagt der Filmemacher Pierre Maillard. «Am Anfang fühlst du dich angezogen, irgendwann beginnen die Blätter zu welken und zu fallen, doch da bist du schon sesshaft geworden und kannst nicht weg. Diese Stadt ist eine Falle.» →

Arbeit macht den Menschen

Geschichtlich gesehen, ist es nicht erstaunlich, dass sich in Genf die echten Privatbanken halten konnten, deren Inhaber auch mit ihrem Vermögen haften. Diese Banken leben davon, Risiken aus dem Weg zu gehen. «Den meisten Menschen geht es so, dass sie lieber kein Geld verlieren wollen», sagt Grégoire Bordier, Partner der Banque Bordier, wo die fünfte Generation am Werk ist, in einem verwinkelten Haus mit beige Tapeten und karminroten Lederfauteuils.

Die Bank wird von drei Partnern geführt, zwei Bordier-Brüdern und einem Herm Poncet. Das Problem sei, in der nächsten Generation Nachfolger zu finden, ohne dass es Streit gibt, sagt Bordier. Denn das Familienvermögen müsse in der Bank bleiben. Grégoire Bordier ist 39, und es ist etwas Gequältes in seinem jugendlichen Blick, das bei der Frage nach den Werten seiner Generation zum Ausdruck kommt. «Lassen Sie mich nachdenken», sagt er.

«Was ist denn das Ziel der Bank?»

«Dem Vermögen Sorge zu tragen, das mir meine Vorgänger überlassen haben», sagt der Banker. «Ihre Frage nach den Werten ist schwierig. Jeder hat seine persönlichen Werte. Sicher sind wir im Sinn der calvinistischen Moral erzogen worden. Uns geht es nicht darum, um jeden Preis reich zu werden. Sie werden mich nie mit einem Chauffeur herumfahren sehen. Ich würde auch nie einen Ferrari kaufen. Nie. Im Mittelpunkt unserer Moral steht die Arbeit, sie macht den Menschen aus. Der schlimmste Vorwurf, den man jemandem machen kann, ist, dass er den ganzen Tag nichts tut.»

Auf die Weltkarte gesetzt

Calvinismus hin oder her, Grégoire Bordier ist Mitglied der Société Nautique und segelt die Klubgatten in der Tukan-Klasse. Im Bootshaus am See kann man gut essen oder am offenen Kamin die Zeitung lesen und einen Whisky trinken. Genf hat hier eine fast mediterrane Stimmung, gepaart mit protestantischer Bescheidenheit, die kurze Zeit vergessenging, als Hunderte von Klubmitgliedern die Nächte im Bootshaus verbrachten, um die Rennen des America's Cup am Fernsehen zu verfolgen. Zehntausende standen zum Empfang der Crew auf der

Montblanc-Brücke, noch jetzt hat Alain Tournier, der Sekretär des Klubs, keine Erklärung für das Delirium jener Tage.

«Die wenigsten der Fans waren Segler», erzählt Tournier, ein Jurist aus gutem Hause im blauen Seglerpulli. Aber das Genfer Volk hat offenbar erkannt, dass Ernesto Bertarelli einer ist, der die Geschichte ihrer Stadt weitergeführt und sie wieder auf die Weltkarte gesetzt hat, wo sie hingehört. Zurück im Alltag, hat man den America's Cup beim Eingang des Klubhauses in einer unauffälligen Vitrine ausgestellt.

Diese Kombination von Internationalität und Finanzkraft steht auch hinter der grössten Genfer Erfolgsgeschichte, dem Roten Kreuz. Genfer Bankiers unterstützten Dunants Projekt, weil sie es als das fortschrittliche Entwicklungsmodell des 19. Jahrhunderts erkannten, das mit ihrem Calvinismus in Einklang war. Der Krieg hatte damals als Wirtschaftsfaktor ausgedient. Nicht Eroberungszüge waren die Produktivkraft der Zeit, sondern der Friede.

Pierre Keller, ein 75 Jahre alter Bankier im Ruhestand, verkörpert die Kontinuität jenes Geistes. Vierzig Jahre lang war er Partner der Privatbank Lombard, die so diskret ist, dass kein Namensschild am Eingang steht. Schwarzweissfotos seiner Frau und seiner Kinder erzählen von einer anderen Zeit, «als es noch einfach war, als Bankier Geld zu verdienen. Heute ist das Geschäft schwieriger geworden», sagt Pierre Keller und lächelt fein, «die Konkurrenz ist grösser.» Er trägt einen hellbeigen Dreiteiler, dazu braune englische Schuhe.

Pierre Keller hat in Harvard und Yale studiert. Er war Vizepräsident des IKRK und hat mit David de Pury, dem Alt-Diplomaten Edouard Brunner und dem «NZZ am Sonntag»-Chefredaktor Felix Müller «einen kleinen Thinktank» auf die Beine gestellt, die Swiss Foundation of World Affairs, die der Johns-Hopkins-Universität in Washington angeschlossen ist, einem der Zentren des strategischen Diskurses in Amerika. Dekan der Universität war damals Paul Wolfowitz, heute stellvertretender amerikanischer Verteidigungsminister. «Wissen Sie, es braucht diesen Rahmen, wo man informell mit Politikern und Strategen reden kann», sagt Pierre Keller. →

Sein grösster Triumph ist die Tat seines Sohnes Alexi, Professor für internationale Beziehungen an der Universität und Vater der Genfer Friedensinitiative zwischen Israel und Palästina, die ohne Pierre Kellers finanzielle Hilfe nie zu Stande gekommen wäre. Zunächst seien die Unterhändler skeptisch gewesen, als Alexi vorschlug, die Unterzeichnung des Abkommens in Genf zu inszenieren. Doch zuletzt stand für einige Tage der Name Genf wieder auf der Weltkarte.

Fachleute streiten sich, ob die Friedensinitiative der Kellers ein diplomatischer Durchbruch war oder bloss ein Marketing Erfolg für Genf. Tatsache ist, dass schon vorher Genfer Araber und Juden Friedensgespräche mit israelischen und palästinensischen Parlamentariern organisiert haben. Die Fäden dieser Initiative laufen im Pâquis-Quartier zusammen, dem Rotlichtbezirk nahe beim Bahnhof, in Alain Bittars arabischer Buchhandlung. Bittar stammt aus einer wohlhabenden Familie syrischer Christen. Als sein Vater sich in Genf medizinisch behandeln liess, ist die Familie hier hängen geblieben. Später hat er wie

bisch verfasst und praktisch sein ganzes Leben in Genf verbracht hat. Wieder zeigt sich der Widerstand des Territoriums, Widerstand einer Bevölkerung, die zwar seit Hunderten Jahren gewohnt ist, in einem Melting Pot zu leben, aber genau deshalb eine Identität verteidigt, die man als ur-genferisch bezeichnen könnte und die nicht einfach zu haben ist.

Selbst eine legendäre Figur wie Yves Delachoi, der schreibende Polizist des Pâquis-Quartiers, hat Erfahrungen mit dem Widerstand des Territoriums gemacht, als er zusammen mit seinem Kumpel von der Bahnhofswache begann, der Genfer Polizei den Rassismus auszutreiben. Angefangen hatte es mit Delachoi's Roman «Flic de Quartier» über seine Jahre als junger Polizist im Rotlichtviertel. Er lernte eine junge Araberin kennen, die sich für die Rechte der Einwanderer einsetzt. Später stiess Alain zu ihnen, ein Quartierpolizist wie aus einer Fernsehserie, raue Schale, weicher Kern, der sich ein Projekt ausgedacht hat, wie man arbeitslose Einwanderer zu einer Art Integrationspolizisten umfunktionieren könnte, die in ihren Gemein-

Wieder zeigt sich der Widerstand des Territoriums. Aber noch ist Genf weit vom Schweizer Durchschnitt entfernt. Was es sich an Integration leistet, hat New Yorker Niveau.

Kofi Annan am Institut des Hautes Etudes Internationales studiert, aber der Geist von 1968, den er als junger Genfer aufgesogen hat, stand einer diplomatischen Karriere im Weg.

So ist er Buchhändler geworden und eine Art geistiger Beichtvater der arabischen Welt. Junge Saudis im Tross ihrer reichen Familien, maghrebische Diplomaten, libanesischen Geldwäscher, tunesische Mädchen und ab und zu ein anonymer Aussenminister, alle finden den Weg in Bittars Buchhandlung. Manchmal trinken sie einen Tee und diskutieren mit Alain über Politik, manchmal kaufen sie bloss ein Buch, das in der Heimat verboten ist.

Es sind Menschen wie Alain Bittar, die die andere, weniger spektakuläre Seite des internationalen Genf darstellen, und es ist erstaunlich, wie die Stadt mit ihnen umgeht. Bittar zum Beispiel ist noch nicht Schweizer, obwohl er den einzigen Schweizer Reiseführer in Ara-

den für Ordnung schauen und die Anliegen ihrer Leute nach aussen vertreten. Das Modell funktioniert unbürokratisch und wird in verschiedenen Ländern aufmerksam studiert, einzig die Genfer Polizeichefin will die Arbeit der beiden Polizisten nicht zur Kenntnis nehmen.

Heute ist Yves Delachoi Ausbilder bei der Polizei, er war in der Zwischenzeit an der Universität, auch das gibt es in Genf, dass man gewisse Fächer ohne Matur studieren kann. Sein Freund Alain ist Quartierpolizist im Plainpalais, einem Quartier kleiner Leute, wo er aufgewachsen ist. Sein Integrationsprojekt hat er aufgegeben. Bei einer Flasche Roten auf der Wache kommt die ganze Enttäuschung heraus, nicht nur über das mangelnde Interesse an seiner Arbeit, sondern über die Veränderungen im Quartier, das Verschwinden der kleinen Läden und des Pöstlers.

Trotzdem: Was die Stadt an Integration leistet, hat New Yorker Niveau. Fünf-

zig Prozent beträgt der Anteil der Ausländer an der Stadtgenfer Bevölkerung, vierzig Prozent sind es im Kanton. Trotzdem hat die Kantonsregierung beschlossen, die 7000 papierlosen Schwarzarbeiter nicht mehr zu verfolgen. Polizisten belästigen sie nicht mehr bei sinnlosen Kontrollen. Am liebsten würde Genf die Papierlosen aufnehmen, wenn es der Bund erlauben würde. Jeden Donnerstag verteilt die Gewerkschaft symbolische Passe für die Sans-papiers, Ruth Dreifuss beteiligt sich auch an der Aktion. Am 24. April entscheiden die Genfer über das Stimmrecht der Ausländer

Anzeige



Patricia Roduner (30), Direktionsassistentin, bestellt seit 18. November 2003 online. Sie schrieb per E-Mail:

Mit dem Lieferservice von Coop bin ich sehr zufrieden. Ich bestelle regelmässig direkt an den Arbeitsplatz. Für zu Hause bestelle ich alles mögliche – u.a. den Katzensand für meinen Kater Moritz, das Katzenfutter und auch Mineralwasser, Wein, Tiefkühlware, etc. Ich nutze das vielfältige Sortiment, das vom Coop Supermarkt angeboten wird. Als ich Anfang dieses Jahres aufgrund einer Knieverletzung zu Hause bleiben musste und wieder einmal eine Bestellung beim Coop Lieferservice machte, hat der Anlieferer nicht «nur» die Ware vor der Haustüre abgestellt, sondern er hat gleich gefragt, wohin er die Getränke tragen soll. Ich war sehr dankbar dafür und habe seine Hilfsbereitschaft sehr geschätzt.



www.coop.ch **coop**
Online bestellt – nach Hause gebracht

in Gemeindeangelegenheiten. Acht Jahre Aufenthalt in der Schweiz verlangt der Initiativtext. Ein zweiter Vorschlag sieht die Wählbarkeit der Ausländer vor.

Modell oder Zeitbombe?

«Das Gute ist, dass uns nichts mehr passieren kann», sagt Cédric Nardone. «Jetzt kann es nur aufwärts gehen.» Seit 1982 hat Cédric kein Spiel ausgelassen, denn eins ist sicher, dass Servette ein mythischer Klub war, der schon in den Sechzigerjahren auf der Linie gespielt hat, die berühmte Défense en ligne, als die Wadenbeisser aus der Deutschschweiz noch den Mann deckten. «Es ist nur eine Frage der Zeit, bis Servette in einem europäischen Final steht», schrieb die französische Sportzeitung «Equipe» vor gut zwanzig Jahren, und der Präsident von Servette überlegte sich, ob der Klub in der französischen Liga mitmachen sollte, aber die Uefa winkte ab.

Weiter zurück, Mitte der Dreissigerjahre, als Servette regelmässig die Meisterschaft gewann, war der Klub schon einmal vor dem Konkurs gestanden. Damals hatten die Genfer Bankiers den Verein gerettet. Ein Jahr zuvor hatte das Militär auf demonstrierende Arbeiter geschossen, die Stadt verlangte nach einem Ort des sozialen Friedens, und die Arbeitklasse brauchte eine Ablenkung von der Politik.

Beteiligt an der Rettungsaktion war damals das Bankhaus Hentsch. Grossvater Gustave Hentsch war Goalie von Servette gewesen. In den Dreissigerjahren hatte er das Stade des Charmilles gebaut und dem Klub zur Verfügung gestellt. Sein Sohn Léonard plante Ende der Achtzigerjahre ein neues Stadion in der Nähe des Flughafens, zusammen mit der Uefa, die ihre Büros dorthin verlegt hätte. Die festlichen Supercupspiele der Uefa waren für Genf ausgedacht worden. Doch Christian Grobet, der damalige Genfer Baudirektor, ein SP-Mann, lehnte ab. Die Uefa zog nach Nyon, und die Supercupspiele finden heute in Monte Carlo statt.

Vielleicht ist Servette der Vorbote vom Ende des Schweizer Profifussballs; so sehen es zumindest welsche Sportjournalisten. Sie reden von der Rückkehr zum Semiprofessionalismus wie in Skandinavien und warnen vor irrealen Höhenflü-

gen. Vielleicht weht hier, am äussersten Zipfel der Schweiz, der Wind der Globalisierung härter? Vielleicht lassen sich hier gewisse Entwicklungen früher sehen? Der Flughafen Genf hat auch daran glauben müssen, als die Swissair noch munter geflogen ist. Aber der Flughafen hat sich seither erholt: Die Marke Genf hat sich durchgesetzt. «Diese Stadt erlaubt sich mehr, als Städte in der Deutschschweiz», sagt der Ökonom Beat Burgenmeier, ehemaliger Dekan der Genfer Fakultät, «die Bandbreite ist grösser. Es ist mehr möglich.» Grössere Schulden, mehr Staat, mehr Internationalität. Die Frage ist bloss: Ist Genf ein Modell? Oder eine Zeitbombe?

Als die Flugzeuge am Boden blieben, sass der Privatbankier Bénédict Hentsch im Verwaltungsrat der Swissair. «Sie müssen der Journalist sein», sagt er von weitem, als er mit energischen Schritten den langen Gang im Fabrikgebäude herunterkommt, wo kein Mensch mehr arbeitet, gleich vor dem alten Stadion von Servette. Er hat eine Idee, die er verkaufen will. Er möchte der Stadt einen Park schenken, der nach Gustave und Léonard genannt werden soll. Der Park soll auf dem Gelände des alten Stadions erblühen, das Hentsch der Stadt gratis überlassen hat, im Tausch für das Terrain, auf dem das neue Stadion steht. Am Rand des Parks baut er Lofts und ein Kongresszentrum. Für die nächste Generation, sagt er.

«Herr Hentsch, warum hat niemand aus Ihren Kreisen dem Klub geholfen, als er vor dem Konkurs stand?»

«Weil der Fussball nicht zum Image von Genfer Unternehmen wie Bertarelli oder Rolex passt. Fussball interessiert sie nicht», sagt Hentsch. «Und wer sich für Fussball interessiert, weiss, dass sich in der Schweiz kein Profibetrieb aufrecht erhalten lässt.»

Deshalb also ist Servette eingegangen. «Manchmal», sagt der Fan Cédric Nardone, «schliessen wir Wetten ab, wer der nächste Klub sein wird. Thun? Der FC Zürich? Oder die Grasshoppers?» <

Miklós Gimes ist redaktioneller Mitarbeiter des «Magazins» (miklos.gimes@dasmagazin.ch). **Véronique Hoegger** fotografierte die Porträts zu dieser Geschichte (v.hoegger@gmx.net). Der Fotograf der Stadtansichten **Gérard Pétremand** lebt in Genf (info@gerardpetremand.ch).